

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

XII. Abermals in Enneberg. 1870

Abermals in Enneberg.

1870.

In Tirol sind während der letzten dreißig Jahre so viele Nigi oder Salven entdeckt worden, daß jetzt, wenn nicht jedes Dorf, doch alle Flecken und Städte hoch oben in den Lüften ein ihnen eigenthümliches Belvedere haben. Den Bruneckern ist das Spizhörnle zugefallen, welches andere Platzkron, die Wälschen aber, die dahinter wohnen, Plan de corones nennen. Die Aussicht auf dieser Höhe wurde in Bruneck öfter besprochen und namentlich von den Damen, welche hinaufgeklettert, so hoch gelobt und so dringend empfohlen, daß ich mich auch entschloß, die Besteigung zu unternehmen und Herr Professor Kluckhohn aus München war so freundlich, mich zu begleiten.

Der Aufstieg gestaltet sich am bequemsten, wenn der Liebhaber den Berg umgeht, d. h. wenn er nicht von Bruneck an der Vorderseite hinaufklimmt, sondern ins Enneberg, nach St. Vigil hineinsteigt und die Höhe von hinten packt. Sie ist da viel viel weniger steil als auf der Seite, die dem Pusterthale zugewendet ist.

Die Enneberger, welche von den deutschen Nachbarn auch die Krautwälschen genannt werden, sind übrigens ein

besonderes Völklein und nennen sich Ladinern. Es ist zwar unter den Wissenden ein sehr abgetretener Gegenstand, aber da nicht jeder Leser zu diesen gehört, so müssen wir doch einige Worte über die Nationalität jener braven Leute voraussenden.¹

Es ist gewiß, daß zur Zeit der Völkertwanderung ganz Rhätien die Sprache seiner Herren, der Römer, angenommen hatte. Wie durchdringend diese Romanisirung gewesen, zeigen am deutlichsten die zahlreichen romanischen Berg- und Alpentnamen, welche noch heutzutage in den unbewohnten Wildnissen zwischen Brandenburg und der Scharnitz, an der bayerischen Grenze gefunden werden. Mit der Völkertwanderung drangen die Germanen ins Land, von Norden her die Bajuwaren und Sueven, von Süden her die Gothen und Longobarden. Seit dieser Zeit kam die deutsche Sprache auf und nahm der lateinischen eine Landschaft nach der andern ab. Doch ging die Germanisirung nur langsamen Schrittes vorwärts. Es ist wahrscheinlich, daß im vierzehnten Jahrhundert selbst noch in einigen Gegenden von Nordtirol, z. B. in Stubai, wälsch gesprochen wurde. Auch in der Gegend von Meran war der Landmann im dreizehnten Jahrhundert sicher noch nicht ganz germanisirt. Einzelne Thäler des Vinschgau's, welche an Graubünden grenzen, lernten erst im vorigen Jahrhundert deutsch. Jene Mundarten waren aber nicht italienisch, sondern gehörten, wie das noch erhaltene Romansch der Bündner, zur Familie der provencalischen Dialecte. In Tirol sind sie nun heutiges Tages alle verschollen bis auf die Idiome der Enneberger und der Grödnern, welche beide zusammen man neuerlich zum Unterschiede von dem

¹ Dieser Gegenstand ist zwar schon früher, namentlich im zehnten Capitel, behandelt worden, doch wird eine kurzgefaßte Wiederholung auch hier nicht schaden.

Ladin der Bündner die ostladinischen genannt hat. Das Merkwürdige und Auffallende, was die beiden Thäler von Enneberg und Gröden dem Ethnographen bieten, liegt daher darin, daß ihre Bewohner, obwohl in steter Berührung mit dem Germanismus, da sich Enneberg gegen Pusterthal, Gröden gegen das Thal des Eisacks öffnet, und obwohl seit mehr als tausend Jahren unter deutscher Herrschaft und deutscher Gerichtssprache, dennoch Romanen geblieben sind, und daß sie, obwohl dem Einfluß der italienischen Sprache vielfach ausgesetzt, doch ihre eigene Mundart unabhängig bewahrt haben, so daß sich heutzutage der Italiener und der Ladinier nicht verstehen, während dieser mit seinen Sprachverwandten an den Quellen des Inn und des Rheins sich leicht verständigen kann.

Die Behauptung, daß einst das ganze Alpenland bis an die bayerische Grenze romanisch gesprochen habe, wurde in Tirol, als sie allmählich lauter hervortrat, mit großer Besorgniß aufgenommen. Es schien, als hielten es die verwegenen Ethnologen, die sie aufgestellt, heimlich mit den Italienern, welche ja die Grenzen ihres glückseligen Reiches schon längst bis an den Brenner vorrücken wollen. In neuester Zeit hat sich aber der Schrecken doch etwas gemildert, da man in Erfahrung gebracht, daß auch eine Menge deutscher Namen in Italien, zumal in der Lombardei, zu finden, so daß, wenn wir z. B. Montigel, Pontigel, Buntleit, Bardaun (monticulo, ponticulo, ponteletto, pratone) am Brenner herausgeben müßten, billigerweise Marengo, Ghislarengo, Pozzolengo, Gottolengo u. s. w. in Oberitalien uns zufallen dürften, da sie ganz deutlich deutsch-longobardische Ansiedlungen sind und ihre Namen nichts Anderes bedeuten, als unser Mehring, Geiselhbring, Pözling, Götting u. s. w.

Eines Nachmittags also, im letzten Herbst, wanderten

wir von Brunek in großartiger Landschaft nach St. Lorenzen, das wir früher schon besprochen. Hier wurde uns ein Wirthshäuslein, das Köffel verrathen, das letzte Haus gegen Enneberg zu, wo der Postkarren eingestellt habe. Wollten wir nicht selber einsitzen, so gedachten wir ihm doch unsere Ränzchen mitzugeben. Wir gingen also ins Köffel und trafen da eine muntere Wirthin, die uns allerdings bestätigte, daß die Post bei ihr eingekehrt, allein der Postillon sei jetzt im Markte — er habe die Madeln so viel gern und pflege daher bei seinen Freundinnen, so oft er komme, einen Umgang zu halten. Wir fügten uns in diese Eigenheit, ließen uns ein Seidel vorsezen und warteten anfangs geduldig, allein da mit Sicherheit nicht abzusehen war, bis wann der Don Juan von St. Vigil wieder zu seinen Pflichten zurückkehren würde, so übergaben wir endlich unsere Reisetaschen der Wirthin und gingen auf dem Sträßchen weiter ins Enneberg.

Links liegt auf hohem Hügel die alte Beste Michelsburg, ein stolzer Bau, mit drei streitbaren Thürmen wehrhaft prangend, jetzt halbverfallen, doch noch bewohnt. In einer starken Stunde gelangten wir nach Saalen, dem letzten deutschen Wirthshaus. Da bin ich auch vor sieben- undzwanzig Jahren eingekehrt, doch war's mir nicht, als ob sich viel verändert hätte. Nur zwei Töchter haben die lange Zeit benützt, um trefflich heranzuwachsen. Sie stehen jetzt im Beginn der Zwanziger und sind große, schöne Gestalten, mit Gesichtern von tragischer Blässe, welche dunkles Haar umgibt. So, denke ich mir, müssen etwa vor tausend Jahren die Bräute der Nordlandsreden ausgesehen haben! Man könnte die eine Chrimhild, die andere Brunhild nennen, obgleich sie wahrscheinlich Rosele und Trinele getauft sind. Sie schienen mir hier jedenfalls als die letzten deutschen Jungfrauen, als die letzten lebenden Marksteine des Ger-

manismus, eine Art Vertrauensstellung einzunehmen, obgleich ihr Aeußeres nicht so fast an bajubarische Mädchen gestalten erinnert, als vielmehr an die jungen Gothinnen im Burggrafenamte um Meran.

Nicht weit vom Wirthshause steht eine kleine rothe Kirche mit weißen Fensterrahmen. Hier soll einmal vor Zeiten die Mutter Gottes öfter in himmelblauem Kleide gesehen worden sein, und man baute daher ein Bethhäuslein auf die Stelle, welche eine liebliche Aussicht in die grüne Tiefe, in das Thal der Gader, gewährt. Dort unten streckt ein niedliches Dörflein, Monthal genannt, seinen Kirchturm gen Himmel. Einige bäuerliche Motivtafeln, welche in der rothen Capelle hängen und aus dem vorigen Jahrhundert stammen, zeigen übrigens deutlich, wie sparsam in dieser Beziehung die Landleute, oder wie selten jetzt auf dem Lande die guten Maler geworden, denn je neuer die Wallfahrtsbilder, desto schlechter sind sie.

Nachdem wir diese Bemerkung gemacht, begaben wir uns wieder in das Wirthshaus, wo die Wirthin eben anfang, Krapfen zu walken. Das Gespräch kam alsbald auf den Krieg und die gute Frau war sehr begierig, Neuigkeiten zu hören. Daß der Napoleon gefangen worden, hatte sie aber bereits vernommen und viel mehr wußten ihr auch wir nicht zu sagen. Die beiden Mädchen hörten aufmerksam zu und schmückten unser Gespräch mit patriotischen Glossen. Eine Zeitung scheint nicht gehalten zu werden hier im letzten deutschen Hause an der ladinischen Grenze. Die Leute meinen auch, die Zeitungen lügen so viel und halten für verlässiger, was man ihnen mündlich mittheilt.

Endlich kam der Postillon heran und hielt am Hause — ein stiller, gutmüthiger Bursche von fünf und zwanzig Jahren, mit treuen, ehrlichen Augen, aber sonst sehr

schlichten Aussehens, das mir nichts weniger als unwillkürlich schien. Den Don Juan von St. Vigil hätte ich mir anders gedacht! Ich erlaubte mir eine leicht verständliche Anspielung auf die Hindernisse, die nach der Meinung der Wirthin unserem Zusammentreffen in St. Lorenzen entgegenstanden. Der Stich schien aber nicht zu schmerzen; Mathes dampfte ruhig fort und sagte nur halblaut: Ach, die Wirthin! — Es lag so ein harmloses Phlegma in seinem Wesen, daß ich unmöglich glauben konnte, er gehe in krautwälscher Tücke darauf aus, die germanischen Jungfrauen von St. Lorenzen zu bethören und ihre schwachen Stunden auszubuten. Ehe ich ihm schlimme Absichten zuschriebe, möchte ich lieber annehmen, er mache nur deswegen die Kunde bei seinen Freundinnen, um mit ihnen über Glaubenseinheit, das unschätzbare Landeskleinod, über das Concil und des Heiligen Vaters Unfehlbarkeit zu plaudern.

Sein Karren bestand übrigens aus vier niedrigen Kädern und einem offenen Kasten darauf, der wie eine Schublade aussah. Jetzt war er auch voll Säcke und Schachteln, allein der diensteifrige Mathes meinte, er könne uns schon einen herrenmäßigen Sitz zurechtrichten. Seinem Talent gelang es auch, die Sachen so zu ordnen, daß wir uns zur Noth hineinbetten konnten, und um ihn nicht empfindlich zu machen, setzten wir uns wirklich auf den Enneberger Phaethon und fuhren, von seinem guten Köhlein wacker gezogen, wieder eine halbe Stunde weit, zum ersten ladinischen Wirthshaus, welches sich Pera Forada nennt. Die Deutschen sprechen den fremden Namen Pelfrad aus. Die Uebersetzung wäre eigentlich Klobenstein.

Das Sträßchen ist erst in diesem Jahrhundert angelegt und zieht immer an schauerlichen Abgründen hin, vor denen kein Geländer schützt. Auch kommt man im Wagen, wenn es bergan geht, sicherlich nicht schneller vorwärts, als wenn

man zu Fuße wandert. Man muß an diese Beförderungsart gewohnt sein, um sie behaglich zu finden. Wir stiegen daher in Pelfrad viel lieber wieder aus, als wir in Saalen eingestiegen waren.

Das erste ladinische Wirthshaus, welches wir so in Pelfrad betraten, hebt sich von dem letzten deutschen in Saalen nur dadurch ab, daß hier jedermann das Krautwälsche als seine Muttersprache verehrt, während es den Wirthsleuten in Saalen ganz fremd und unbekannt ist. Der Germane, der am Saume des Ladinismus wohnt, gibt sich nämlich nicht die mindeste Mühe, mit dem wälschen Idrome vertraut zu werden, weil die Enneberger alle deutsch sprechen. Gar zu viel Werth scheinen diese aber auch nicht auf ihre alte Römersprache zu legen, denn wenn z. B. der Franzose sagt: *parlez vous français?* so sagt der Enneberger: *baiest ladin* — *bestst oder billst du ladinisch?* Demnach begrüßte uns auch zu Pelfrad die schöne Rosa im besten Pusterthaler Deutsch. Sie ist der Wirthin Töchterlein, trägt röthlich blonde, zierlich gelegte Haare, weiße Haut mit rothen Backen und ist eigentlich der reinste Gegensatz zu den bleichen, dunklen Nibelungen-Mädchen in Saalen. Es dünkte uns fast auffallend, daß gerade die erste Römerin, die hier die wälsche Grenzwehr hält, viel bajuvarischer aussieht, als die letzten deutschen Walküren.

In der Gaststube saß ein hochwürdiger Herr, der von innen heraus gekommen war, um in der Nähe einen Kranken zu besuchen und nunmehr bei einem Seidel rastete. Es war der Dechant „von der Pfarr,“ Herr Matthäus Declara, mit dem wir bald ein unterhaltendes Gespräch begannen. Er lud uns ein, ihn auf seinem Heimwege zu begleiten und so ließen wir denn unsern Mathes mit seinem Karren allein auf der Straße und gingen über gemächliche Bergwege nach der Pfarr.

Zur Rechten öffnet sich das Thal der Abtei, eigentlich kein Thal, sondern nur ein tiefer Riß, in welchem unsichtbar der Gaderbach herausströmt. Zu beiden Seiten steil aufsteigende, himmelhohe Berge, meist in Waldesgrün gehüllt. Oben in schwindelnder Höhe hängt Wälsch-Ellen, eine Kirche, der Widum, das Wirthshaus und ein paar Höfe, alle schneeweiß angestrichen, so daß sie weit hinaus leuchten ins Buxerthal. Sie kleben wie die Vogelnester an der Bergseite und wer sie betrachtet, meint, sie könnten jeden Augenblick ein paar tausend Fuß hoch in den Gaderbach herunterstürzen.

Untermwegs kehrten wir auch in der alten Burg Asch ein. Hier saßen einst die Bracken, ein ritterliches Geschlecht, das seinerzeit in Enneberg viel von sich reden machte. Namentlich Franz Wilhelm von Brack, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, ist damals durch seine verwegenen Streifelein berühmt geworden. Jetzt gehört die Weste einem Landmann, wie so viele hundert andere tirolische Burgen und Edelitze, deren einstige Herren verdorben oder ausgestorben sind. Die Burg Asch ist übrigens nichts weiter als ein festes, hochgiebeliges, mit vier Ecktürmen bewehrtes Haus. Von außen stellt sich dieß ganz ansehnlich dar; im Innern aber ist es schauerlich. Wer unten in die Halle eintritt, glaubt sich in einen großen Rauchfang verirrt zu haben. Die Wände sind schwarz, rußig und gähnen in bedenklichen Spalten. Mein Begleiter sagte auch, indem er neugierig Umschau hielt, mit lächelndem Munde: „Hier könnten wir uns gleich selben lassen!“ Dabei herrscht eine solche Finsterniß, daß die Thüren der Gemächer oder die steinerne Stiege, die aufwärts führt, kaum zu erkennen sind. Auch in den Stuben zu ebener Erde waltet ewige Dämmerung, denn die festen Häuser dieser Art zeigen im Erdgeschoße meist nur enge Schießscharten oder kleine Gucklöcher. Etwas

freigebigter sind die Fenster im oberen Stock vertwendet, aber auch da mit starken eisernen Gittern geschützt.

Der Sohn des Hauses, der junge Herr Agreiter, an dem blau-weißen Halsbändchen leicht als Candidat der Theologie erkennbar, führte uns freundlich in diesen Finsternissen herum. Oben im Gäßthurm hat er sich auch sein eigenes Zimmerchen ganz niedlich hergerichtet. Es genießt einer prächtigen Aussicht und erhält durch mehrere Fenster auch helles Licht. Es ist mit Zirbelbrettern getäfelt, die wohl noch aus der Zeit der Pracken stammen, die aber jüngst erst umgekehrt, abgehobelt und frisch wieder aufgesetzt wurden. Man legt hohen Werth auf solche Täfelung, weil das Zirbelholz auch im Alter noch angenehm duftet und allem Ungeziefer siegreich widerstehen soll. Ich glaube selbst an diese Kraft, denn sonst wäre gar nicht abzusehen, wie ein reinlicher Mensch aus dem Bürgerstande, der sich an beißende Insekten nicht gewöhnen kann, in diesen alten feudalen Burgen auszuhalten vermöchte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß von der ehemaligen Ritterlichkeit keine Spur mehr übrig; kein Schild, kein Helm, kein Speer, kein Sporn. Dagegen hatte der junge Herr Agreiter einen neuen Bücherrahmen aufgestellt und an der Wand hing eine Guitare, umgeben von den Photographien seiner Verwandten und Bekannten.

Sehr höflich verabschiedet, verließen wir die finstere Burg und kamen bald in die „Pfarr.“ Dieser Ort liegt fast 4000 Fuß über dem Meere und besteht nur aus einer uralten Kirche, der Wohnung des Dechanten und einem großen Hause, das ehemals auch ein adeliger Anstz gewesen, später aber ein Wirthshaus geworden ist. Er führt verschiedene Namen. Bei den Deutschen heißt er gewöhnlich „in der Pfarr.“ Andere nennen ihn Santa Maria, nach der Schutzpatronin der Kirche, die Ladiner kennen ihn als

la pli, italienisch la pieve (die Gemeinde). Endlich soll es auch die Stelle sein, an der ursprünglich der Name Enneberg — früher Ennebergs, d. i. enet, jenseits des Berges — gehaßt und von der er sich weiter verbreitet habe. Heutiges Tags bezeichnet dieser den ganzen äußeren Theil des Thales, den die Ladinier Marò, die Italiener Marebbe nennen. Der Enneberger gibt sich in seiner Sprache als Marou, feminin Maroura oder lieber noch als Ladin. Der innere Theil des Thales, dessen Grund- und Gerichtsherrschaft einst das Stift Sonnenburg gewesen, heißt, wie wir schon wissen, davon jetzt noch die Abtei oder Badia. Die Einwohner werden Badioten genannt. Da sie die gleiche Sprache sprechen, so geben auch sie sich für Ladinier aus; allein die Enneberger wollen dieß nicht genehmigen, sondern behaupten lieber, nur ihre Mundart sei die echte ladinische. Auch sonst scheinen sie sich für ein wenig besser zu halten als die Badioten, aber ich weiß nicht warum.

Die alte gothische Kirche zu Unserer lieben Frau, in welche uns der Herr Dechant führte, erfreut sich zwar eines majestätischen Spitzthurms, ist aber im Innern leider ganz modernisirt. Wäre dieses Notre-dame der Ladinier noch in dem Bestande wie vor dreihundert Jahren, so hätten wir hier wahrscheinlich ein sehr interessantes Museum ennebergischer Monumente, jedenfalls die Grabsteine der Pracken und anderer edler Herren; allein der neuerungslüchtige Clerus hat alle diese Alterthümer längst hinausgeworfen und die Kirche bietet jetzt gar nichts Sehenswerthes, als etwa die Wallfahrtsbilder der Welsberger. Diese, deren Heimath draußen im Pusterthale, ziehen nämlich alle Jahre am Christi Himmelfahrtstage mit fliegenden Fahnen nach der Pfarr, um ein Gelübde zu lösen, welches sie einst zur Zeit der Pest gethan. Damals, 1638, waren sie zur Nacht:

zeit über den Geißelsberg hereingewält, in der Morgendämmerung angekommen und hatten die Pforte des Gotteshauses noch verschlossen gefunden. Die Wallfahrer gingen nun betend um die Kirche herum, brachten der Gottesmutter den ersten Morgengruß, und siehe da, als sie wieder ans Thor zurückgelangt, hatte sich dieses von selbst geöffnet. Nach altem Brauche gehen die Welsberger auch jetzt noch nächtlicher Weile über den Geißelsberg, finden die Kirchenthüre, wie dazumal, verschlossen, ziehen um den Dom herum und sehen bei ihrer Wiederkehr die Pforte geöffnet, nur daß man jetzt annimmt, der Meßner habe sie aufgethan. Alle hundert Jahre aber bringen sie ein Gemälde zum Opfer, welches den ganzen Kreuzgang, also auch die Wallfahrer in ihrer jeweiligen Tracht darstellt. Jetzt sind drei solche Tafeln vorhanden, die der Freund der Volkstrachten mit Interesse beschauen wird.

Nach diesem gingen wir im Friedhofs umher und betrachteten die Grabmäler. Jene der Reichen sind von Stein und in deutscher Sprache, die der Aermern sind auf Blech gemalt und italienisch. Da die Herren des Landes immer Deutsche gewesen, so ist begreiflich, daß die ländliche Aristokratie, die Beamten, die Chirurgen, Wirths und Müller, das Deutsche sozusagen als eine vornehmere, als ihre Hofsprache betrachten und zu feierlichem Gebrauche lieber verwenden, als das Italienische, welches hier eigentlich nur das schriftmäßige Krautwälsch ist. Das Ladin ist bisher nur versuchsweise geschrieben worden.

Zu denen, die es versucht, ist übrigens auch Herr Dechant Declara zu rechnen, der mir alsbald, nachdem wir uns in der Pfarrstube zu einem Glas Wein gesetzt, ein Manuscript zum Geschenk machte, welches er selber ausgearbeitet. Es ist das Leben der menschenfreundlichen Notburg, der heiligen Köchin, die zu Eben liegt, welches

er bei Gelegenheit ihrer Heiligspredigung 1862 aus dem Deutschen übersetzte. Die Uebersetzung ist dem hochwürdigsten Fürstbischöf von Brigen (Prinzipe Veisco da Porsenù — dieß nach dem italienischen Bressanone) gewidmet, von letzterem auch mit einer Vorrede versehen worden. Der Uebersetzer hat seiner Arbeit eine deutsch geschriebene „Rechtfertigung“ beigegeben, in welcher er sie als das erste Werklein im ladinischen Dialecte bezeichnet und bei der Schwierigkeit, diese ungebildete Mundart zu schreiben und schriftlich zu verwenden, um allseitige Rücksicht bittet. Dabei sagt er auch, obwohl die Sprache der Ladiner mit manchen fremden Wörtern vermischt sei — St. Rothburg wird von ihm selbst *fancella da paur*, Bauernbirne genannt — so sei doch niemand berechtigt, sie, wie die Deutschtiroler thun, *Kauder-* oder *Krautwälsch* zu nennen, denn andere Sprachen seien auch gemischt. Nebenbei bemerkte ich mit Vergnügen, daß Herr Declara für sein Vaterland endlich den Namen gefunden, den man schon lange vergeblich gesucht. Ich selbst erwog einmal, doch mehr im Späße als im Ernst, ob man *Gröden* und *Enneberg* zusammen nicht *Nordlatium* nennen könnte; Herr Dechant Declara gebraucht aber zum erstenmale das einfache und so nahe liegende *Ladinien*.

Krautwälsch ist übrigens so viel als *Kauderwälsch*, und aus diesem nur durch Verletzung des *r* entstanden. Ursprünglich war ein *Kauderwälscher* eigentlich ein *Cahorswälscher*, d. h. ein wandernder Hausirer und Geldwechsler aus der Stadt Cahors in der französischen GUYENNE. Die Cahorsiner, zu Deutsch *Gawerschen*, *Gawaken*, waren im spätem Mittelalter als verschmitzte Geschäftsleute weit und breit, aber nicht sehr rühmlich bekannt. Das niedere Volk in Deutschtirol wendet jenen Ausdruck auch auf das Land der Enneberger an und nennt es die *Krautwälsch*. Die

Krautwälsch gilt übrigens schon den Bauern am Eisack als ein ziemlich fernes, wenig bekanntes Hochland, in welches sich ohne Noth niemand einläßt. Gröden dagegen ist allen Landsleuten geläufig und die Grödnier werden auch eigentlich von denen, die es genau wissen wollen, nicht zu den Krautwälschen gerechnet.

Herr Dechant Declara hat seinem handschriftlichen Titelblatte auch schon Druckort und Verleger beigelegt —: Brigen in der Weger'schen Buchhandlung; allein es scheint etwas dazwischen getreten zu sein, denn das Ladinische Leben der heiligen Notburg ist noch nicht gedruckt, und wenn ein Verleger, der dieß liest, etwa Lust empfände, sich um das Werklein anzunehmen, so würde ihm der Verfasser ohne Zweifel gerne entgegenkommen.

Herrn Declara's Uebersetzung wäre, wenn sie im Weger'schen Verlag erschienen, wohl das erste gedruckte Buch der Ladinier, allein Manuscripte, glaube ich, sind schon mehrere vorhanden, wenn auch keines von großer Tragweite.

Die Seelsorger in Ladinien werden nämlich der Verständlichkeit wegen alle aus den Landeskindern genommen und geben sich, zumal in der endlosen Langeweile des Winters, gerne mit ihrer Muttersprache ab, versuchen auch, dieß und jenes schriftlich darzustellen. Schade nur, daß jeder auf eigene Faust arbeitet und daß ihnen alle Hülfsmittel fehlen. Was die Quellen der Wissenschaft betrifft, sind die abgelegenen Seitenthäler in Tirol fast wasserdicht zu nennen. Bis nach Ladinien hinein sicker selten ein Tropfen aus jenem Strom der Gelehrsamkeit, der so mächtig durch Innsbruck fluthet. Daß Friedrich Diez und seine Werke in Enneberg noch unbekannt, darf man vielleicht nicht auffallend finden, aber daß auch Christian Schnellers vortreffliche bahnbrechende Schrift „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol,“ obgleich sie schon drei Viertel-

jahre früher erschienen, noch nicht bis in die Pfarre vordrungen war, mußte doch fast überraschen.

Das Pfarrhaus verlassend, bezogen wir uns in den Bajung oder Tanzstadel. Dieser Bajung ist eine große sittengeschichtliche Merkwürdigkeit der Enneberger. Hier wurde nämlich ehemals unter dem Vorsitz einheimischer Herren das öffentliche Gericht gehalten und viel später noch, so lange nämlich im Bisthum Brixen getanzt werden durfte, war hier auch an allen Feiertagen, die im Kalender stehen, öffentlicher Tanz, an welchem sich Jung und Alt aus der Nachbarschaft theilnahmte. Es galt als ein Ehrenvorzug, bei solchen Tänzen den ersten Reigen zu eröffnen. Ein Mann des Vertrauens, welcher der Platzmeister hieß, war der Unterhaltung vorgezogen. Seines Amtes war, die Spielleute zu bestellen, das Volk geziemend zum Tanze zu laden und über Ordnung und Anstand zu wachen. Ein großer Hut mit ungeheuren Flügeln, winzig kleinem Kopfe, reichlich behändert und mit Troddeln geziert, war das Zeichen seiner Würde.

In älteren Zeiten, scheint es, sind allenthalben in den Alpenländern die öffentlichen Tänze im Gerichtshause oder vielmehr die Gerichtssitzungen im Tanzhause abgehalten worden. Auch im Bregenzerwalde saß der Landammann im Tanzhause nieder, um mit seinen Rätthen Recht zu sprechen, und an anderen Orten geht dieselbe Ueberlieferung.

Der Bajung von Enneberg ist übrigens ein mächtiger Stadel von Holz, rechts und links mit weiten offenen Eingängen versehen. In der Mitte reicht eine Säule vom Boden bis zum Dach. Um diese herum bewegte sich einst der fröhliche Reigen; aber die Spielleute, die damals aufgespielt, und die Paare, die sich damals herumgeschwungen, sind schon längst in der bessern Welt. Uebrigens ist der freie Raum im Innern des Stadels jetzt durch mehrere

Gemächer und Kammern, die eine spätere Zeit hinein-gezimmert hat, wesentlich verengert worden. Diese Räume dienen, um allerlei Bedürfnisse und Borräthe der Gemeinde aufzubewahren. Auch die Dorfschule ist da untergebracht. Den Namen Bajung erklärt Schneller als eine Zusammenziehung aus pavejung = paviglione, Zelt, weil der Tanzplatz damals mit Tüchern und Teppichen umhängt und aufgepußt, also zeltmäßig zugerichtet war.

Unterdessen war der Abend eingebrochen und wir nahmen dankend Abschied von unserem Gastfreunde, der uns so artig aufgenommen. Wir hatten Eile, um St. Vigil noch zu erreichen, gingen daher raschen Schrittes in die Schlucht hinunter, welche la pli von la cort oder die „Pfarrre“ vom „Hof“ trennt, stiegen dann zu letzterem wieder hinauf und fanden da etliche Häuser und eine Kirche, hatten aber keine Zeit, uns umzusehen, ebensowenig weiter drinnen den Edelstiz Klost zu betrachten, von welchem die Freiherren oder Grafen von Klost ausgegangen, und kamen gegen acht Uhr, schon in tiefem Dunkel, nach St. Vigil oder, wie die Enneberger sagen: al plan, auf die Ebene.

Hier ist's uns sehr gut gegangen. Der brave Mathes, der vorausgefahren, hatte nach unserem Auftrag ein Abendessen bestellt, welches ganz lobenswerth ausfiel und mit berechtigtem Vergnügen eingenommen wurde. Da St. Vigil auch ein Gerichtssitz, so erschien selbst der Herr Richter, um die Geselligkeit zu erhöhen, und mit ihm ein strebsamer fecker Student, ein geborner St. Vigiler. Bald waren wir wieder mitten in allerlei seltsamen Gesprächen über die tirolischen Völkerschaften, die mythischen Rhätier und die geheimnißvollen Ladinier. „Ja,“ sagte der Student fast stolz und wegwerfend, „unsere Sprache! Da darf einer kommen! Ich z. B. heiße Alles Cases; außerhalb Enneberg weiß kein Mensch, was das bedeutet.“ — „Muß schon

bitten," entgegnete ich, „das ist gerade so viel, als italienisch alle case, bei den Häusern; wollen Sie Ihren Namen ins Deutsche übersetzen, so müssen Sie sich Häuser schreiben, oder gar Häuser, wie der berühmte Historiker von Heidelberg, wenn Sie vielleicht von ihm gehört haben.“ — „Saperlot!" rief Herr Elles Cases sehr überrascht, „wer hat Ihnen das gesagt?" — „So gescheit bin ich selber," erwiderte ich mit einem Selbstgefühl, wie es mir nur in St. Vigil erlaubt schien. „Ich bin sogar eine kleine Autorität," fuhr ich fort, „wenn auch keine unfehlbare, und habe über diese Sachen schon einiges geschrieben, was aber in Tirol nicht gelesen wird und anderswo niemanden interessiert." Deß freute sich der Student, das heißt nicht darüber, daß meine gelehrten Schriften in Tirol nicht gelesen werden, sondern daß ich eine kleine, wenn auch nicht unfehlbare Autorität sei, wie es überhaupt den Ennebergern schmeichelt, wenn sich hie und da ein unbekannter „Sprachfer" herbeischleicht, um ihnen ihr Ladin abzulauschen. Leider trugen wir uns dießmal nicht mit solchen Absichten, da wir nur hereingegangen waren, um das Spizhörnle zu besteigen, nicht um zu forschen. Ladinisch sprechen hatten wir auch auf dem ganzen Wege nur einmal gehört, als nämlich der Dechant im Vorübergehen ein paar Worte mit einem Bauern wechselte. Den ganzen Abend vernahmen wir keine Sylbe mehr und ebensowenig des andern Morgens, da wir außer den Wirthsleuten und unserem Mathes überhaupt niemanden zu sehen bekamen. Uebrigens hatte auch Herr Elles Cases noch nicht erfahren, daß das Schneller'sche Buch erschienen sei, obgleich er selbst Beiträge dazu geliefert zu haben behauptete.

Auch andere Eigenthümlichkeiten des Thales gaben uns zu reden. Enneberg ist bekanntlich das Eldorado der Geologen, die dort die schönsten Petrefacten und allerlei andere

Erscheinungen, welche die Forscher reizen, zu finden wissen. In Enneberg ist die Haut der Erde noch sehr unruhig, fährt da und dort in die Höhe und treibt Beulen und Geschwüre, deren manche jedoch allmählich wieder einsinken. Es bilden sich dann Seen, welche Häuser und Menschen verschlingen, nach einiger Zeit aber wieder spurlos verlaufen. Auch finden sich Bäche, die jährlich an einem bestimmten Kalendertag erscheinen und zur herkömmlichen Stunde wieder verschwinden.

In St. Vigil bestanden vor alten Zeiten zwei Kirchen, aber die eine wurde einst sammt dem Dorfe von einem Bergbruch verschüttet. Nach dem Gebetläuten ertönt auch jeden Abend ein wiederholter Glockenschlag, der die Einwohner erinnern soll, daß ihre Häuser auf den Gräbern ihrer Voreltern stehen und daß ihnen ein gleiches Schicksal täglich begegnen könne. In dem Walde, der den morschen Fels zusammenhält, darf kein Baum gefällt werden. Auch St. Martin, das weiter drinnen liegt, steht auf einem Bergbruche, der das frühere Dorf verschüttet hat; kurz, im wunderbaren Land Tirol ist das Enneberger Thal wohl das wunderbarste und geheimnißvollste.

Reich an Belehrung legten wir uns zu Bette, nachdem wir noch alle Vorsorge für die morgige Besteigung des Spizhornle getroffen hatten. Die Kellnerin versprach uns Fleisch, Brod und Wein bereit zu halten und unser Mathes war als Führer bestellt. Ich legte mich mit der Ahnung schlafen, daß aus der Partie wahrscheinlich nicht viel werden würde. Von Jugend auf habe ich nämlich nie Glück gehabt, so oft ich mich vermaß, einen Berg bloß der Aussicht oder der sündhaften Augenlust wegen zu besteigen. Auf dem Bozener Horn, auf der Brigener Bloße, auf der hohen Salve traf ich immer nur bewölkten Himmel und nicht entfernt den Lohn, den meine Anstrengung verdient

hätte. Darum hatte ich mir schon lang den Rath ertheilt, keinen Berg zu scheuen, der mir am Wege läge, aber auch keinen zu erklettern, nur um wieder herunterzusteigen.

Um halb fünf Uhr wurden wir geweckt. Es war kalt und finster in der Stube, aber sehr wohlilig in dem warmen Pfühl. Ach, laßt uns noch ein wenig ruhen! — Doch nicht, sprach der Professor — wir könnten leicht zu spät kommen. Ehe sich der Sonnenqualm über das Land legt, wird die Aussicht am schönsten sein! — Verließen also das warme Lager, schlüpften in die Kleider und gingen hinunter in die Gaststube. Unten war es, wie sich von selbst versteht, so kalt und finster wie oben, doch brachte die Kellnerin bald Licht und das Frühstück. Als wir dieß zu uns genommen, war es Tag geworden und wir gingen hinaus, um Rundschau zu halten. Ueber dem ganzen Gebirge lag ein durchsichtiger Nebel, der uns jedoch nicht bange gemacht hätte, aber am Col della Vedla (am alten Weiber Kofel) hing eine schwarze zerrissene Wolke, die ihre langen Arme und Beine wie eine Kreuzspinne auf- und abwärts streckte. Die ist gefährlich, sagte ich, und verkündet einen schlechten Tag. — Mathes war auch schon da und zuckte als enchorischer Wetterkundiger zweifelhaft die Achseln. — Was ist zu thun? sagte der Professor. — Warten, sagte ich, bis sich die Sache aufgeklärt. — Aber unterdessen? — Nu, gehen wir in die Kirche. — Die Kirche ist aus dem vorigen Jahrhundert, reinlich aufgeräumt und abgestaubt, aber ohne alle Merkwürdigkeiten. Wir warfen auch einen Blick ins Dorf, das nur etliche zwanzig Häuser zählt. Die meisten schlofen noch, nur einige begannen ihre Augen, d. h. ihre Fensterläden aufzuschlagen. Uebrigens gewähren diese weißgetünchten Häuser alle den Eindruck einer großen, mit Fleiß und Sorgfalt überwachten Sauberkeit.

Bei Grenzböckern, heißt es, findet man gewöhnlich die

Untugenden der beiderseitigen Nachbarn. Die Ladiner, Enneberger und Gröbner, sind eigentlich auch ein Grenzvolk, da sie mitten zwischen Deutschen und Italienern leben, allein bei ihnen trifft gerade das Gegentheil zu — sie können sich der Tugenden ihrer beiderseitigen Nachbarn rühmen, ohne deren Unfürme zu besitzen.

Den Italienern gleichen sie in ihrer Mäßigkeit und dem angenehmen Schliff ihrer Manieren, den Deutschen in ihrem stillen, sinnigen, gemüthlichen Wesen. Auch die Keilichkeit in ihrem Gewande sowohl als in ihren Häusern ist ihnen mit den Deutschen gemeinsam. Sie wetteifern in diesen Stücken mit den Pusterthalern und bilden so einen stechenden Gegensatz zu den schmutzigen Wälschen und ihren unflätigen Wohnungen, wie sie schon in den nächsten Thälern gegen Süden zu finden sind.

So war es sechs Uhr geworden. Da wir um zwei Uhr in Bruneck sein sollten, weil wir zu Tische geladen waren, so schien es allerdings höchste Zeit, den Gang aufs Spitzhörnle, wenn überhaupt noch, jetzt zu beginnen. Die Luft war noch trübe, wenigstens gegen Westen hin, während sich von Osten her ein schöner Tag anzukündigen schien. Wir fragten wiederum unsern Mathes, der sich wiederum orakelhaft ausdrückte. Nun traten aber der Wirth und die Kellnerin in unsern Rath und sprachen entschieden für die Unternehmung. Dieses Botum schien so uneigennützig, daß ich mich seinem Einflusse selbst nicht entziehen konnte. Wir berichtigten also die billige Rechnung, Mathes nahm unsere Taschen und seinen Stock, zündete seine Pfeife an und nach freundlichem Abschiede von der Wirthschaft begannen wir unsere Reise.

Der Weg zieht lange bequem und ungefährlich aufwärts, zuerst an Höfen vorbei, dann durch einsame Wiesen oder helle Lärchenwälder, doch nicht an der Seite des Spitz-

hörnle, sondern vielmehr in einer Einsattelung, Furkl genannt (*furcola* = kleine Gabel), welche jenes von seinem nächsten Nachbar trennt. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden gegangen, blieb Mathes stehen und sagte, jetzt brauchten wir keinen Führer mehr — auch sei es höchste Zeit für ihn, zurückzukehren, da er sonst nicht mehr in das Sonntagsamt käme. Das Spizhörnle sei der Berg, der uns gegenüberliege, und der, wie der Augenschein lehre, ganz leicht und gefahrlos zu besteigen, bei dessen Besteigung gar keine Verirrung möglich sei. Es war auch alles glaublich, was er sagte, und so beschloßen wir denn, die erste Station abzuhalten, eine Flasche Wein zu leeren und uns andere kleine Nachhülfen angebedeihen zu lassen. Mathes in seiner Bescheidenheit wollte kaum einen Tropfen annehmen, noch weniger etwas essen — es sei viel zu früh für ihn. Fast mit Mühe bewogen wir ihn, uns Bescheid zu thun, und sagten dann dem wackern Burschen, der auch nur sehr mäßigen Trägerlohn verlangte, ein herzliches Lebewohl.

Wir gingen nun in einen waldigen Tobel hinunter, überschritten einen Bach und standen dann wirklich am Fuße des Spizhörnle, welches aber weder ein Spiz, noch ein Horn oder Hörnle, sondern ein sehr breiter, langhinstreckter Bergtrüden mit einem ganz flachen Giebel ist. Rechts und links waren lichte Wälder, in der Mitte ging bis zur höchsten Höhe eine Grasblöße hinauf und durch diese stürzte ein kleines Bächlein herunter. Unsere Weisheit hätte uns nun eigentlich rathen sollen, rechts oder links einen Weg im Walde zu suchen, wo der rauhe Boden und die Bäume selbst uns nicht hätten ausgleiten lassen, allein der grüne Streifen in der Mitte schien so einladend, daß wir alle Weisheit ganz beiseite ließen. Also rüstig die Grashalde hinan!

Anfangs ging's auch ganz gut, aber je höher wir kamen, desto steiler zeigte sich der Abhang. Die Sohlen hielten nicht mehr, das Gras wurde immer schlüpfriger und mich überkam ein Gefühl, als wenn ich ganz nahe am „Abscheipen“ wäre. Unter Abscheipen versteht man aber jene unheimliche Gangart, mittelst welcher der Wanderer, der auf einer grasigen Halde ausgleitet, etwa drei, vier, fünf Minuten in beschleunigtem Tempo bergab rutscht, wonach er dann unten zuweilen glücklich ankommt und sich besinnen kann, ob er heimkehren oder im alten Geleise hartnäckig wieder aufwärts klettern wolle, mitunter aber von der ganzen Partie keine Erinnerung mehr hat, weil er sich unterwegs das Genick gebrochen. In letzterem Falle sagt man einfach: Er hat sich verscheipt. Tröst' ihn der liebe Gott!

Um beiden Möglichkeiten auszuweichen, suchte ich nun das Bächlein zu gewinnen, dessen kleines Bette mit kleinen Felsblöcken ausgelegt war, so daß ich hoffen mochte, diese als Staffeln benutzen und so von einem zum andern steigend die Höhe erreichen zu können. Ging also vorsichtig auf das Bächlein los, fand aber unterwegs, daß eine sumpfige Lache dazwischenlag, welche ohne Vermehrung der Fährlichkeiten nicht zu umgehen war. Ich schritt also unverwandt in den Morast hinein, rutschte aber aus und lag alsbald darinnen. Mein Gefährte konnte mir die Hand nicht reichen, da er selbst um Erhaltung seines Gleichgewichtes mühsam zu kämpfen hatte. Doch raffte ich mich bald wieder auf und wollte meinen Weg nach dem Bache fortsetzen, fand dieß aber unmöglich, denn der kurze Zwischenraum, der mich von ihm trennte, zeigte sich noch abschüssiger, als die andere Halde. Also wieder zurück durch denselben kleinen Sumpf, den ich aber jetzt schon hinlänglich studirt hatte, um glücklich durchzukommen, worauf ich

den nahen Wald zu erreichen trachtete. Dieß war jedoch nicht gar so leicht, da die Sohlen in dem schmutzigen Bad nur noch schlüpfriger geworden. Als mich aber der Fichtenhain in seine heiligen Schatten aufnahm, war's mir gerade, als wenn ich eine kleine Lebensrettung zu feiern hätte.

Die Selbstbetrachtung, die ich sofort anstellte, ergab, daß ich zwar nasse Socken erübrigt, am Leibe selbst aber kaum angefeuchtet war, da die dicken Hosen dem Wasser trefflichen Widerstand geleistet. Ganz nahe dabei war eine kleine verlassene Waldhütte, in welcher auch ein Herd, auf dem aber kein Feuer brannte. Doch bot sie angenehme Gelegenheit, die Socken zu wechseln und sonst noch zu ordnen, was aus dem Geleise gekommen war.

Wir stiegen nun in dem Fichtenwald ohne weitere Erlebnisse aufwärts und erreichten bald die Hochebene, die wir von unten auf als unser Ziel betrachtet hatten. Sie war es aber keineswegs, denn der oberste Theil des Berges staffelt sich in sanft geneigten Flächen auf, deren eine die andere verbirgt, so daß die zweite erst sichtbar wird, wenn man bis an den Saum der ersten vorgegangen. Ueber diese drei- oder viermal wiederholte Täuschung wären wir gerne ungeduldig geworden, allein da es uns doch nichts geholfen hätte, so unterließen wir es lieber. Endlich, etwa nach einer halben Stunde hatten wir die höchste Stelle erreicht, den äußersten Rand, von welchem wir ins Pusterthal und auf Bruned hinunterjahen.

Jetzt waren wir also oben, 7276 Fuß über dem mittelländischen Meere, und nun sollte das Entzücken unverzüglich beginnen. Seit wir uns von dem guten Mathes getrennt, war aber der Himmel immer trüber geworden. Gegen Süden standen die Wolken zwar so weit oben, daß die Berge fast bis zu ihren Spitzen frei waren, allein die Sonne drang nicht durch und das ganze Hochland sah sehr

blaß und leidend aus. Der Langkofel, der Peutler Kofel, die Marmolata, sie standen alle riesig und unheimlich vor uns, schauten uns aber so abgelebt und halbverstorben an, als wenn sie nächstens von der Schaubühne abtreten wollten. Ich hatte sie früher oft in so prächtiger Beleuchtung gesehen, daß sie mir jetzt mehr Mitleid als Bewunderung einflößten. Nur zwischen dem Schlern und dem Bozener Mitten ging der Blick weit in die Ferne und konnte dort auf einem entlegenen Gebirgszuge mit Zufriedenheit ausruhen. Dieser stand in vollem Sonnenschein, war ganz schneeweiß und mit tiefen blauen Schatten durchzogen. Das muß die Gletscherkette des Monte Adamello sein, die in Wälschtirol zwischen dem Sulzberg (Bal di Sole) und dem italienischen Val Camonica liegt.

Die nördliche Reihe, welche vom Oetzthal bis über den Glockner hinausstreicht, voll Schneefelder und Gletscher, aus denen der Venediger herrlich aufragt, war aber gar nicht zu sehen, und gerade auf diese stillen Eiskönige hatte ich mich am meisten gefreut. Nur die Vorberge des Pusterthales erschienen, und auch sie nicht einmal bis zur halben Höhe. Es war, als ob eine graue Schlafmütze über sie gezogen wäre, gerade bis auf die Augen herunter, nämlich bis auf die Dörfer, die weißen Kirchen und Häuser, die sich im Mittelgebirge hinziehen. So blieb uns denn kein anderer Trost, als die gedruckte Beschreibung wörtlich abzulesen, welche mir Herr J. G. Mahl, der strebsame Buchhändler von Bruneck, zum Abschied noch in die Tasche gesteckt hatte.

Sehr niedlich, wie zierlichst aus Holz geschnitzt, lagen dagegen Bruneck, sein altes Schloß und eine Menge Dörfer, Kirchen und Burgen weit unten im Thale zwischen Wald und Feld. Obgleich ohne Licht und Schatten war dieser Theil der Aussicht doch eigentlich das einzige Stück, an

dem man sich erfreuen konnte. Aus einem der Ansehe im östlichen Theile der Stadt sahen wir auch ein feines dünnes Rauchwölkchen aufsteigen und wir verhehlten uns nicht, daß es wahrscheinlich mit dem Rehraten zusammenhänge, der uns für Mittags verbindlichst in Aussicht gestellt war. Während wir nun da in die Tiefe schauten und uns erinnerten, daß wir um zwei Uhr schon unten bei Tische sitzen sollten, fing es heroben zu schneien an, jedoch nicht stöbernd, sondern sparsam und rücksichtsvoll. Doch begann ein kalter winterlicher Wind über die Höhe zu blasen, der uns veranlaßte, auch die letzten Knöpfe an unsern Röcken sorgfältig zuzuknöpfen.

Ich begann halblaut zu phantastiren: Wären wir in St. Vigil bis sieben Uhr liegen geblieben, dann in die Kirche gegangen, hätten die Männlein und die Weiblein, ihren Wuchs, ihre Gesichter, ihre Trachten besehen, wären dann wieder zum Frühstück ins Wirthshaus zurück, wäre der Richter, der Herr Student, vielleicht mancher andere würdige Mann aus Ladinien dazugekommen, hätten wir bei einem Seidel Wein eine belehrende und anregende Unterhaltung gepflogen, einigermaßen in der ladinischen Sprache herumgeforscht und uns dann von unserm Mathes wieder nach Bruneck hinausfahren lassen — wer weiß, ob wir nicht ebensoviel gelernt und noch mehr Vergnügen erlebt hätten, als hier auf dem Spizhörnle oder Plazkrön oder Plan de Coronas?

„Wir wären nur ausgelacht worden,“ entgegnete mein Begleiter.

„Das werden wir so auch — ich biete jede Wette an.“ —

Dieß hat sich auch so ziemlich bestätigt. Als wir in Bruneck erzählten, daß wir auf der Spitze gewesen, aber nichts gesehen hätten, wurden wir gerade so belächelt, als wenn wir nicht hinaufgestiegen wären. Auch die traurige

Geschichte, wie ich ins Wasser gefallen, lockte niemand eine Thräne des Beileids ins Auge.

Nun ging's aber sehr schnell bergab, zunächst, bis wir wieder den Holzwuchs erreicht hatten, neben vielen langen und breiten Hecken von Alpenrosen und Wachholder dahin, dann durch Lärchen und Fichtenhaine, über Weiden und sumpfige Auen rastlos fort, bis wir eine bequeme Stelle entdeckt hatten, die uns zur Ruhe einlud. Da ließen wir uns nieder, griffen in die Wandertaschen und hoben heraus, was von der ersten Kist auf der Furl übrig geblieben war.

Während wir aber die letzte Flasche Wein leerten und Fleisch und Brod verzehrten, kam die Sonne in voller Bosheit aus dem Nebel heraus und begann mild und warm zu scheinen. Auch die Wolken auf der südlichen Seite hatten sich verlaufen und wenn es auf der nördlichen, die wir freilich da nicht sehen konnten, ebenso gegangen, so mußte jetzt eigentlich auf dem Spizhörnle die schönste Aussicht sein. Sollten wir wieder umkehren, wieder andert-halb Stunden hinansteigen, um vielleicht, wenn die Zillerthaler ferner doch noch im Nebel stäcken, abermals getäuscht zu sein? Die Zillerthaler sind uns keineswegs sicher, sagten wir zu einander, ganz sicher aber kommen wir, wenn wir's noch einmal wagen, zu spät nach Bruneck. Und so brachen wir wieder auf und sprangen wieder weiter, bis wir die ersten Häuser erreichten, wo linker Hand auf einsamer aber kornreicher Halbe der gothische Kirchturm von Geiselsberg erschien. Welch angenehme Abwechslung, statt des Peutler Kofels und der Marmolata wieder einmal einen Pusterer Bauern zu sehen mit seinen grünseidenen Hosenträgern! Dann kamen wir an den Bach hinunter und nachdem wir an seiner Seite eine Stunde auf ebenem Sträßchen fortgegangen, nach Niederollang, einem ansehnlichen Dorfe, auch

mit einer gothischen Kirche und damals voll Menschen, die alle in hellen Sonntagsfreuden schwelgten.

Es waren nach der Mehrzahl Arbeiter von der Eisenbahn, Wälschtiroler, Italiener, welche theils vor dem Wirthshaus auf- und abwogten, plaudernd und singend, theils auf Bänken und Steinen umhersaßen, Bier, Wein und Schnaps trinkend, theils Regel schoben und Karten oder Mora spielten. Es war ein heiteres Jahrmaktsbild, in dem wir nur Eines vermißten, nämlich jenen Wagen, welchen uns Herr Hügel nach Dllang entgegenzusenden versprochen hatte. Dieser stand aber, vergeblich wartend, jenseits der Riengz oben an der Heerstraße, während wir unten am Strome hingingen und immer müder wurden, da wir nachgerade sieben Stunden auf den Füßen und siebentausend Fuß über dem Meeresspiegel gewesen waren. Um ein Uhr erreichten wir das stattliche Dörflein Percha, wo wir ein gutes Wirthshaus sowie auch einen derben und — wie man aus gewissen Rücksichten beizusetzen nie vergessen darf — gemüthlichen Wirth trafen, der mich sowohl an Bajuvariern erinnerte, als auch einen Einspänner gewährte, mit welchem wir im schönsten Sonnenschein auf prächtiger Kunststraße durch herrliche Landschaft nach Bruned fuhren.

Dort eilten wir, den Staub der Wege abzuschütteln und setzten uns zu Tische bei Herrn Hügel, welcher heute, da Frau und Kinder für den Winter nach München reisen sollten, ein feierliches Abschiedsmahl bereitet hatte. An der Tafel saßen die Herren von der Eisenbahn, die Spitzen von Bruned sowie auch einige Gäste aus München, die sich im Buserthal zusammengefunden, Herr Professor Giesebrecht, Herr Professor Kluckhohn und ein Kranz auserlesener Damen. Von den leckeren Gerichten, welche dieses Abschiedsmahl schmückten, wollen wir ebensowenig ausführlich reden, als von der Heiterkeit und den geistreichen Scherzen,

die es belebten. So viel ist aber gewiß, daß wir diese feinen, labenden, warmen Stunden um so dankbarer hin- nahmen, als wir kurz zuvor auf dem rauhen, unwirth- lichen, kalten Spizhörnle, Blazkron oder Plan de Coronas gewesen.

So endete der Gang auf diese Höhe, welche ich allen Liebhabern unermesslicher Fernsichten dringend empfohlen haben will, selbst aber schwerlich mehr besteigen werde.
